

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

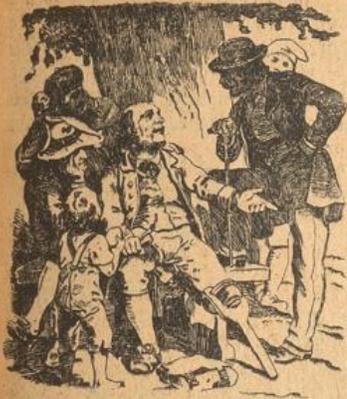
Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Weltbegebenheiten.

Bis Mitte Juni 1929.



Am liebsten möchte der Hintende seinen Lesern etwas erzählen von einem Jahr des Friedens.

Das wäre das Allerschönste. Aber es ist wunderbarlich auf dieser Welt: Je mehr die Staatsmänner vom Frieden ein großes Getöse

machen, um so weniger sieht's nach Frieden in der Welt aus. Es scheint, daß auch vom Frieden gilt, was man von den feinen Frauen sagt: Je weniger man von ihnen spricht, um so wertvoller sind sie. Und wenn man in der Welt nicht mehr an jedem Straßeneck davon schreien wird: „Friede, Friede!“ — dann wird es vielleicht wirklich Friede werden.

Was haben damals, als der Weltkrieg unseligen Angebens zu Ende war, die Leiter der Völker ein Geschrei erhoben: „Nie wieder Krieg! Das muß das letzte Völkermorden in der Weltgeschichte gewesen sein!“ Und heute? Du lieber Gott! Man möchte sich in einen weltverborgenen Winkel setzen und in einen stillen Wald schauen: dort mag vielleicht Friede sein. Aber unter den Völkern, die gegenwärtig die Oberhand haben? Da sieht's so wenig nach Friede aus wie nach dem Himmelreich.

Dem Hintenden kommt's bei dem vielen Gerede von dem Weltfrieden vor, als sähe er an einem schönen, spiegelglatten See mitten in einer blühenden Landschaft. Und vor ihm stehe der Friede, eine stille, hohe Frau mit einem Palmzweig in der Hand. So recht wie ein Schutzgeist der Menschheit. Und in den Zweigen der Bäume singen die Vögel, und am Rand des Sees patischen die badenden Kinder fröhlich in den kühlen Wellen. Über denen die Sonne ihren ruhigen Gang geht, und alles ist Friede, reine, heilige Freude. Aber gerade wie der Hintende auf den Friedensgeist zugehen und vor der edlen Gestalt seinen Zweipfiff grüßend schwenken will, da rauscht's in den Büschen hinter dem Friedensgenus, ein paar Lausbuben strecken die Köpfe heraus aus dem Gezweige — und hast du nicht gesehen, steigen aus ihren Häuften wuchtige Steine in den schönen See, daß seine Wasser hoch aufspritzen, und die Kindlein nehmen Reißaus von ihrem schönen Badeplatz, und die Vögel fliegen davon. Und der Friede wirft seine Palme auf den Boden, schlägt die Hände vor das Gesicht und weint bitterlich.

So ist's in der Welt. „Es kann der Frömmste

nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“ — und die Störenfriede sind immer zahlreicher als die Hüter des Friedens. Denn die, die nie genug kriegen können, bringen es nicht fertig, anderen Leuten das ihre zu gönnen, und sie ruhen und rasten nicht, bis die Welt wieder in Flammen steht. So ist's auch im vergangenen Jahr wieder gewesen, und so wird's sein, solange die arme Welt ihren wackeligen Gang weiter geht.

Zwar hat man einmal ein großes Gesalbader gemacht vom Weltfrieden. Das war, als man in Paris den sogenannten Kellogg-Pakt unterschrieb. Der geneigte Leser erinnert sich noch vom Vorjahr, daß die Franzosen mit den Amerikanern ein Extratänzlein haben wollten. Gehlings sollte ein Friedensvertrag zwischen Onkel Sam und Marianne geschlossen werden, damit die Marianne für immer vor dem bösen deutschen Michel Ruhe habe, vor dem sie immer sich ein wenig fürchtet. Aber der Onkel Sam hat gemeint: „Nein, so wird nicht gewettet. Wenn einmal Friedensverträge geschlossen werden, dann müssen die gleich mit allen Völkern geschlossen werden!“ Und hat dabei gegrinst, so spöttlich und überlegen zugleich, wie nur der alte Onkel Sam grin-



Der Friede steht am Ufer der Menschheit — und ringt trauernd die Hände.

sen kann. Und der Mister Kellogg hat einen solchen Friedensvertrag aufgesetzt, in dem alle Völker von Europa sich wieder einmal feierlich verpflichtet sollten, miteinander ewigen Frieden zu halten. Was haben die Völker machen wollen? Sagen: „Wir tun nicht mit!“ Dann hätte es ein schönes Geschrei in der Welt gegeben: „Sehet die Kriegsheker!“, hätte es geheißen. Drum haben sie sich alle beeilt, zu sagen: „Ja, da sind wir auch dabei!“ Keiner hat sich ausschließen wollen. Sogar die Russen, die man nicht zum Mitmachen eingeladen hatte, haben sehr gewichtig geschrieben: „Bitte, wir wollen auch mit-

tanzen in diesem großen Verbrüderungstanz um den Friedensbaum!" Denn man verpflichtete sich im Grund genommen zu gar nichts, als zu dem Sprüchlein: „Wir wollen Frieden!" Ach, wer will den Frieden nicht? Gefordert wurde weiter nichts, vor allem wurde nicht verlangt, daß irgend eine der beteiligten Mächte auch nur einen einzigen Soldaten nach Hause schicken oder nur ein einziges Kriegsschiff weniger bauen sollte. Aber aus der Unterzeichnung des Pakttes wurde ein großes Trara gemacht. Der amerikanische Staatssekretär Kellogg ist selbst nach Paris gefahren. Allerdings hat er den Engländern eins ausgewischt unterwegs, er ist nach Dublin gefahren, um den Irländern einen Besuch zu machen, aber London hat er links liegen lassen. Offenbar, um zu zeigen, wie herrlich der Friede sei, der die Amerikaner mit den Engländern verbindet, so daß es gar nicht mehr nötig sei, sich gegenseitig guten Tag zu sagen. Von Berlin aus ist der Minister des Auswärtigen Stresemann gekommen, und sein französischer Kollege Briand hat großartig gesagt: „Zum ersten Mal seit hundert Jahren empfängt ein französischer Außenminister einen deutschen Außenminister auf dem Boden Frankreichs!" Und dann hat man am 27. August in Paris im Ahrensaal des Auswärtigen Amtes den „Allgemeinen Pakt über den Verzicht auf den Krieg" unterzeichnet mit einer Füllfeder, die die Inschrift trug: *si vis pacem, para pacem* (wenn du den Frieden willst, so bereite den Frieden vor), während man bisher gesagt hat: „Wenn du den Frieden willst, rüste zum Krieg!" Man hat ausgerufen: „Zum ersten Mal wird vor der Welt der Krieg ohne Vorbehalt als Werkzeug nationaler Politik verurteilt. Der egoistische, der gewollte Krieg!" Das war der Werbefuß, der hinter dem großen Gepränge herauschaute. Die Franzosen wollten damit sagen: „Der Angriffskrieg ist verurteilt, aber nicht der Verteidigungskrieg!" Ja, wer will denn bei einem Krieg der Angreifer sein? In jedem Krieg schreien sie alle: „Wir verteidigen unser Vaterland!" Und drum ist das ganze große Geschrei, das man in Paris gemacht hat, eben — ein Geschrei gewesen, das ohne jegliche praktische Folgen geblieben ist. Obwohl im ganzen 15 Nationen da unterzeichnet haben, unter denen Deutschland, das französisch bekanntlich „Allemanne" heißt, zuerst seinen Namen hinschreiben durfte, weil A der erste Buchstabe im ABC ist und es streng nach dem ABC gegangen ist. Dem Hintenden ist es zumut gewesen, als sähe er all die feinen Staatsmänner feierlich zum Unterzeichnungstisch hingehen und den Namen unter das Schriftstück legen. Aber hintendran gehen sie zur Tür hinaus und drehen dem gewaltigen Herrn Kellogg eine Nase und sagen: „Etch! Wir machen doch, was wir wollen, wenn es hart auf hart geht!" Die Italiener haben die Kurasche gehabt, das Kind bei dem wahren Namen zu nennen. Sie haben in ihren Zeitungen geschrieben: „Wir haben zwar unterschrieben, aber wir wissen, daß der ganze Vertrag nichts ist als ein Papierfetzen, an den man sich nicht mehr erinnern wird, wenn die großen Streitfragen zwischen den Nationen zum Austrag kommen!"

Die Gesinnungen der Völker und der Staatsleiter ändern sich nicht durch derartige Schriftstücke. Und daß an den Kriegsrüstungen und Kriegsbindnissen nichts geändert worden ist, das haben wir Deutschen nur zu bald erfahren müssen.

Im September war wieder einmal Völkerbundstagung in Genf. Stresemann war krank und sandte zu seiner Vertretung den Reichszanzer Müller. Der hatte den Auftrag, bei den hohen



Die Herren Abgesandten haben den Kelloggspakt unterschrieben, aber hintendran dem Mister Kellogg nur Nasen gedreht.

Herren des Völkerbundes wieder einmal kräftig anzuklopfen wegen der fortdauernden Besetzung der Rheinlande. Er meinte, wenn man doch schon einen Friedenspakt geschlossen habe, wie gerade eben zu Paris, sei es eigentlich selbstverständlich, daß endlich die militärischen Machtmittel in den Hintergrund träten. Darum sollte man sich dazu verstehen, die etwa 67 000 Mann fremder Truppen aus den Rheinlanden zurückzuziehen. Und dann wurde er noch deutlicher, als er auf die Frage der Abrüstung zu sprechen kam. Was habe denn ein solcher Kelloggspakt für einen Wert, wenn die Völker nach wie vor von Waffen ärrten? Deutschland habe man entwaffnet, aber die anderen Länder rüsteten wie wütig weiter. Wo denn das Versprechen bleibe, das man im Vertrag von Versailles gegeben habe, daß nach der Entwaffnung Deutschlands die anderen Völker nachfolgen und ihre Armeen verringern werden? Es bleibe aber alles beim Alten, und Deutschland könne an seinen Daumen lutschen wie ein unartiges Kind, das man in die Ecke gestellt habe! Der Hintende hat sich damals von Herzen gefreut, daß ein Deutscher so frisch von der Leber weg sprach. Aber das dicke Ende ist nachgekommen. Ein paar Tage drauf ist der Franzose Briand aufgestanden und hat den deutschen Reichszanzer ablaufen lassen wie einen

Schulbuben. Er hat es fertig gebracht, unsere kleine Reichswehr von hunderttausend Mann gegen uns auszuspielen. Das sei eine Armee von lauter Offizieren und Unteroffizieren. Jeden Tag könne man in diesen „Rahmen eines Heeres“ Hunderttausende und Millionen von Soldaten hineinstellen. Darum sei diese Reichswehr gerade so bedrohlich, wie wenn Deutschland ein stehendes Heer von Millionen unterhalte. Und obwohl nach dem Krieg die deutsche Handelsflotte so gut wie verschwunden gewesen sei, gehöre jetzt die neue deutsche Handelsflotte wieder zu den ersten in der Welt. Da könne sich jeder ein Bild davon machen, wie Deutschland dastehen werde, wenn es wieder zum Kriege komme. Das von der Flotte war ein Wink nach England: „Paßt auf, ihr Leute drüben über dem Kanal! Die Deutschen laufen euch wieder den Rang ab!“ Und die Engländer haben den Wink wohl verstanden. Soll da einem Deutschen nicht die Galle ins Blut steigen? Der Hintende ist froh, daß er nicht Minister ist. Er hätte mit der Faust auf den Tisch gedonnert und geschrien: „Das ist doch der Gipfel der Frechheit! Erst zwingt man uns Deutsche, ein Reichsheer von Hunderttausend Mann aufzustellen und die ganze deutsche Volksgemeinschaft ledig laufen zu lassen, die gerade so gut dienen könnte, wie die französische Jungmannschaft. Und dann kommt man daher und schilt uns noch drüber, daß wir mit diesem Ferkel von Heer, den man uns glücklich noch gelassen hat, exerzieren. Sollen wir unsere Reichswehrgoldaten vielleicht spazieren gehen lassen?“ Es war ein Hieb mitten ins Gesicht des deutschen Volkes, den der Franzose aus seiner Nachtschüssel und Brutalität heraus geschlagen hat. Und wir Deutschen haben es uns gefallen lassen müssen, daß man uns unsere Arbeit und unseren Fleiß und unsere Tüchtigkeit vorgeworfen hat. Denn wir können uns ja nicht wehren, wir müssen still halten. Und das heißt „Friede“! O Mister Kellogg!

Einmal hat es aber doch einen Faustschlag auf den Tisch gegeben. Und den hat der deutsche Außenminister Stresemann fertig gebracht. Dem sonst immer ruhigen und gemessenen Mann ist schließlich die Geduld gerissen, wie es die Gegner gar zu arg getrieben haben. Das war, als Mitte Dezember der Rat des Völkerbundes in Lugano zusammentam und der polnische Außenminister Jaleski eine Rede gegen die Tätigkeit des „Deutschen Volksbundes“ in Oberschlesien hielt. Er behauptete, dieser Volksbund sei nur ein Hezbund, der die ruhige Entwicklung Oberschlesiens fortwährend gefährde, und doch habe sich Oberschlesien unter der polnischen Herrschaft glänzend entwickelt. Das ging unserem Stresemann über die Sutichnür. „Unerbört“, rief er, donnerte mit der Faust auf den Tisch, und in sofortiger freier Rede herrschte er den Polen an: Daß Oberschlesien sich gut entwickle, danke es deutschem Geist und deutschem Fleiß, und was der Pole hier vorbringe, sei nichts als ein Teil der Unterdrückungspolitik, die man den Minderheiten in den Fremdländern zuteil werden lasse. Er deutete an, daß es Staaten gebe, die hauptsächlich deshalb dem Völkerbund beigetreten seien, um die

Rechte dieser Minderheiten zu schützen. Und wenn dieser Schutz der Minderheiten derart aussehe, dann... Das hieß auf gut deutsch: „Macht so fort, dann habt ihr uns im Völkerbund gesehen!“ Drum stellte Stresemann den Antrag, der Völkerbund müsse in seiner nächsten Sitzung sich der Minderheiten ganz besonders warm annehmen. Der Pole zuckte zurück. Es war so, wie wenn ein kleiner Kläffer an einen großen Bernhardiner sich heranwagt und, von seiner Tazze zurückgeworfen, aus der Ecke noch herauswinkelt. Freilich, die Buben, die den Kläffer auf den Bernhardiner heken, stecken im Hintergrund. Denen geschieht allemal nichts. Höchstens, daß der Kläffer sich von ihnen trösten lassen kann!

In all diesen Sitzungen zu Genf und zu Lugano ist aber ein sehr wichtiger Beschluß gefaßt worden. Der drehte sich um die deutschen „Reparationszahlungen“. Der geneigte Leser weiß, daß der große Weltkrieg auch eine Art von Raubkrieg gewesen ist. Deutschland war reich geworden in einem halben Jahrhundert. Darum dachten die Herren Nachbarn, es sei an der Zeit, etwas von dem Fett Deutschlands abzuschöpfen. Aber man muß doch den Anstand wahren. Man darf nicht sagen: „Geht her, ihr Deutschen, nun wollen wir euch tüchtig ausplündern!“, sondern man macht's feiner. Man sagt: „Ihr Deutschen sollt die Kriegsschäden bezahlen, die ihr angerichtet habt, Ihr sollt wieder gut machen.“ Aber wer Augen hat, der sieht, wo Barthel den Most holt. Nun haben wir die Jahre her schon einen Haufen Geld bezahlt. Wir haben ja einen Reparationsagenten in Deutschland sitzen gehabt, den



Der große Bernhardiner Stresemann hat den kleinen Kläffer Jaleski mit einem Tazenschlag abgefertigt.

Barter Gilbert, der gehörig aufgepaßt hat, daß wir richtig bezahlen. Der Mann hat gemeint, uns gehe es ganz gut, wir verdienen eine Masse Geld, die deutschen Fabrikanten machten ausgezeichnete Geschäfte. Nun könne man endlich die Gesamtschuld Deutschlands ausrechnen und darüber beraten, wie viel von dieser Gesamtschuld die Deutschen bezahlen könnten. Die Deutschen sagten, es sei ihnen recht, wenn man darüber berate. Denn so lange das sogenannte Dawes-

Abkommen bestand, sollte Deutschland zahlen, niemand wußte, wie lang. Ob 10 oder 100 Jahre, darüber war seinerzeit in London, als man dies Abkommen traf, nichts ausgemacht worden. Und das war ein schlimmer Zustand. Auf die Dauer hält das kein Volk aus, auch wenn es so langmütig ist wie der deutsche Michel, der sich ruhig das Fell zweimal über die Ohren ziehen lassen muß, ohne „au“ dabei zu schreien. Drum meinten die Deutschen, es sei auch ihnen recht, wenn sie wüßten, wie sie dran seien. Außerdem stette noch eine Hoffnung im Hintergrund: wenn man sich über die Schuldsomme einigte, und wenn die Deutschen versprochen, recht pünktlich zu zahlen, hatte die Besetzung des Rheinlandes keinen Sinn mehr. Die Besatzung konnte getrost den Marsch nach Hause antreten. Also dachten die Deutschen: „Helf, was helfen mag. Wir fügen uns, wie seit 10 Jahren, in das Unvermeidliche, setzen uns mit unseren Gläubigern an einen Tisch, zeigen unsere Karten ganz offen, damit sie wissen, wie viel wir haben und wie viel wir bezahlen können. Und dann wird endlich ein Strich unter all den Hader gemacht. Die Besatzungstruppen ziehen ab — und wir zahlen. In Gottes Namen, heran an den Verhandlungstisch!“ Aber eines haben sich die Deutschen ausbedungen: Diesmal dürfen nicht die Politiker die Sache ausmachen, sondern diesmal müssen von allen beteiligten Staaten Geldmänner kommen, „Sachverständige“, die etwas von dem Bezahlen und von dem Schuldenmachen verstehen. Wir Deutsche wollen unsere Finanzleute schicken, und die sollen ein Bild davon zeichnen, wie bei uns die Geldverhältnisse aussehen. Die anderen Staaten sollen auch Bankleute und Großindustrielle wählen, die sollen prüfen, ob unsere deutschen Schilderungen richtig sind oder nicht. Es hat dann einen langen Streit darüber gegeben, von wem diese Sachverständigen ernannt werden sollen, ob von den Regierungen der Länder oder von der Reparationskommission. Schließlich hat man sich darauf geeinigt, daß von den sechs Mächten, die bei dem ganzen Handel in Frage kommen, je zwei Sachverständige ausgewählt werden, und zwar können die Gegner ihre Sachverständigen entweder von den Regierungen oder von der Reparationskommission ernennen lassen, die Deutschen sollen von der deutschen Regierung ernannt werden. Außerdem soll Amerika eingeladen werden, sich an den Arbeiten des Sachverständigenausschusses zu beteiligen, der in Paris zusammentreten soll. Es war bedeutsam, daß dieser Beschluß von dem französischen Ministerpräsidenten Poincaré und von dem deutschen Botschafter in Paris, v. Hoersch, veröffentlicht worden ist. Die Franzosen erschienen somit als die Hauptgläubiger und Poincaré als der Führer der ganzen politischen Handlung. Es war ein offenes Geheimnis, daß die Franzosen das Hauptinteresse an dem ganzen Handel hatten, denn sie mußten auf den 1. August 1929 an die Vereinigten Staaten eine Schuldsomme von 400 Millionen Dollars zahlen, das sind 1600 Millionen Mark. Und sie hatten ihren Leuten oft genug gesagt: „Der Boche bezahlt alles!“ Jetzt saß ihnen das Messer an der Kehle. Der „Boche“ zahlte nur, wenn man mit ihm in einer anstän-

digen Weise verhandelte. Die Vereinigten Staaten erklärten, daß sie bereit seien, auch ihrerseits Sachverständige zu entsenden, wenn man dies wünsche, und diese amerikanischen Sachverständigen sollten von der Reparationskommission und von der deutschen Regierung gemeinsam ernannt werden. So wurden denn von diesen beiden Mächten der amerikanische große Bankier Pierpont Morgan und Owen Young zu Mitgliedern der Sachverständigenkommission ernannt. Als diese Kommission in der ersten Februarwoche zusammentrat, wählte sie den Amerikaner Owen Young zu ihrem Vorsitzenden.

Die Verhandlungen waren sehr schwierig. Schon vorher haben die Deutschen sich gegen die rosenfarbigen Berichte des Reparationsagenten Parker Gilbert wehren müssen, der ganz auf die Seite der Franzosen getreten war und so tat, als ob Deutschland im Gelde schwimme. Man mußte darauf hinweisen, daß in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung 44 Goldmark kommen, in England 72, in den Vereinigten Staaten 91, in Belgien 99, in Frankreich 255 Goldmark! Deutschland ist also bei weitem das goldärmste Land unter allen den Völkern, die bei dem ganzen Geschäft in Betracht kommen. Als man dann in die Verhandlungen eintrat, liefen sie ganz anders, als vorher abgemacht worden war. Die Sachverständigen sollten nach dem ursprünglichen Plan einfach prüfen: „Wie viel kann Deutschland zahlen?“ Und die beiden deutschen Abgeordneten, der Reichsbankpräsident Dr. Schacht und der Großindustrielle Geheimrat Dr. Böglner, hatten in ungeheurer Arbeit einen Plan gefertigt, in dem sie Deutschlands Gesamtvermögen und Leistungskraft darlegten. Aber die Gegner gaben sich nicht allzu viel Mühe damit, diesen Plan durchzusehen, sondern jedes der gegnerischen Völker stellte eine Rechnung auf darüber, wieviel es zu fordern habe. Und diese Rechnungen sind, wie sich jedes Kind denken kann, nicht zu gering ausgefallen. Da hat es ein Hin und Her gegeben, von dem die Welt nur zuweilen etwas erfahren hat. Die Geldmänner blieben meist unter sich und feilschten miteinander, was das Zeug hielt. Einmal hörte man, Schacht habe als die Höchstsumme, die Deutschland zahlen könne, eine Milliarde genannt. Das wäre wahrhaftig schon genug gewesen, wenn man bedenkt, daß diese Milliarde jedes Jahr durch einen Zeitraum von 36 Jahren bezahlt werden mußte. Aber da erhob sich ein Geschrei in den Zeitungen der Gegner, als ob die Deutschen das größte Gaunerpad der Erde seien, das seine wackeren und betribten Gläubiger um ihr sauer verdientes Geld bringen wolle. Dann hörte man wieder, Schacht habe von 1,6 Milliarden gesprochen. Und die Gegner hätten demgegenüber von 3—4 Milliarden geredet. Die Zahlen flogen in der Luft herum, als ob es ein Kinderpiel sei, diese Tausende von Millionen aufzubringen. Und als ob nicht dahinter das Schicksal eines Volkes stehe auf Jahrzehnte hinaus! Als ob es sich nicht darum handle, ein Volk bis in die Kinder und Kindeskinde zu Fronsklaven von Eurova zu machen! Die Gegner meinten, Deutschland sei ein „Eiseln, streck dich“ aus dem Märchen, das nach Belieben die

Golddukaten von sich speien könne. Und sie standen um dies „Gelein, streck dich“ herum und hielten ihre Schüsseln unter seinen Leib, in der Hoffnung, nun beginne der große Goldregen. Dabei ist dies Gelein wahrhaftig mager genug, und jeder, der einigermaßen sehen kann, muß wissen, daß es alle anderen Dinge von sich geben kann, nur keinen ewigen Milliardenstrom. Mehrmals hieß es, die Konferenz werde ergebnislos auseinandergehen. Der eine englische Sachverständige ist sogar aus Aufregung vom Schlag getroffen worden und gestorben, und man hat den Deutschen zu verstehen gegeben, daran sei ihr Eigensinn schuld. Der deutsche Sachverständige Dr. Bögl er ist von seinem Posten zurückgetreten, weil er sagte, er könne es nicht verantworten, eine so große Schuldzahlung zu bewilligen, wie sie Schacht für möglich hielt. An seine Stelle ist Geheimrat Kassel getreten. Auch die Politiker haben sich eingemischt, obwohl sie mit ihrer Weisheit draußen bleiben sollten. Die Sachverständigen haben den Plan aufgestellt, eine große Reparationsbank zu gründen, die alle die vielen deutschen Schulden verwalten sollte. Das soll eine Weltbank werden, die schließlich die vielen anderen Banken zum Teil auffressen wird. Besonders die Engländer haben sich dagegen gewehrt, weil sie dabei fürchten, daß es ihren Großbanken an den Kragen gehen werde. Wie denn überhaupt die Engländer bei all den Verhandlungen die geheime Angst haben, wenn man Deutschland zu viel auflade, werde es seinen Handel so steigern müssen, daß der englische Handel darunter bitteren Schaden erleide. Kurzum, es war ein wüstes Schachspiel, das da in Paris getrieben worden ist. Aber eines hat den Hindernissen dabei gefreut: das war die Standhaftigkeit des Präsidenten Schacht. Der setzte seinen eisensteinischen Dickkopf auf und blieb von einer eiserernen Ruhe. Ein Glückwunschtelegramm rief ihm zu: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu der Schacht, der Schacht, am Rhein!“

In der ersten Juniwoche kam endlich eine Art von Uebereinkommen zustande. Die Deutschen sollen 36 Jahre lang durchschnittlich etwa 2,1 Milliarden zahlen. Und nach diesen 36 Jahren soll ein weiterer „Zahlendienst“ stehen, über den man sich noch nicht ganz im klaren ist. Anfangs etwas weniger, später etwas mehr. Dabei sind allerhand Vorbehalte gemacht worden, so z. B., daß alle Kontrollmaßnahmen, die bisher über Deutschland verhängt waren, aufgehoben sollen, daß die Reichsbahn von jetzt ab ganz unter deutscher Verwaltung stehen solle, daß ein Teil der Zahlungen unter einem sogenannten Transferschutz stehen müsse. Das will sagen, wenn die Deutschen diese Summen nicht mehr in auswärtigem Geld umwechseln können, vor allem in Dollars, dürfen die Gelder in Deutschland liegen bleiben, und weitere Zahlungen dürfen nicht erhoben werden, bis Deutschland wieder so stark ist, Dollars für dieses Geld einzuwechseln zu können. Das klang alles sehr beruhigend. Aber der Hinkende kann nicht leugnen, daß es ihm war, als säße er unter einer Luftpumpe und die Luft gehe ihm langsam aus. Also: über ein Menschenalter soll unser armes Volk

jedes Jahr zweitausend Millionen Mark bezahlen. Das ist die grausamste Unterdrückung, die man in der ganzen Weltgeschichte einem Volk hat angedeihen lassen! „Wehe den Besiegten!“ hat einst im Altertum ein harter Tyrann seinen Unterworfenen zugerufen. Und nun heißt es: „Wehe den Besiegten, ihren Kindern und ihren Enkeln!“ Der Hinkende hätte am liebsten eine Trauerfahne auf seinem Hause aufgezogen, als er den von dem Amerikaner Owen Young aufge-



Die Gegner meinten, Deutschland sei ein „Gelein streck dich!“ und hielten ihm den leeren Geldbeutel unter den Leib.

stellten „Zahlungsplan“ hat lesen müssen. Was helfen aber alle Trauerfahnen? Der Deutsche muß schufeln, den Büdel trumm machen und den Hammer auf den Amboss donnern lassen. Drei und ein halbes Jahrzehnt wird es währen, ehe wieder in Deutschland ein Wohlstand wachsen kann. Denn alles, was wir erschaffen, fließt in die Kassen derer, die sich von unserem Schweiß mästen werden! Man muß diesen Dingen klar und fest in die Augen sehen. Lieber keinen Trost als einen falschen. Denn die uns diese Last aufbürden, werden zusammenhalten wie die Ketten, bis sie den letzten Pfennig aus dem deutschen Land herausgepreßt haben. Und so lang diese Front der Gegner zusammensteht, gibt es keine Befreiung.

Dabei sind die Belgier noch gar nicht zufrieden mit diesem fürchterlichen Überlaß. Sie stellen noch eine Extraforderung. Die Deutschen sollen ihnen alle die Markzahlungen ersetzen, die während der vier Jahre der deutschen Besetzung Belgiens ausgegeben worden sind. Das ist noch einmal ein Haufen Geldes, und Schacht hat sich bereit erklärt, mit den Belgiern in eine besondere Verhandlung einzutreten, wenn die Belgier wenigstens vorläufig den Youngplan annehmen werden. Sie haben eingewilligt unter der Bedingung, daß der Youngplan erst in Kraft treten darf, wenn die Verhandlungen mit Belgien abgeschlossen sind.

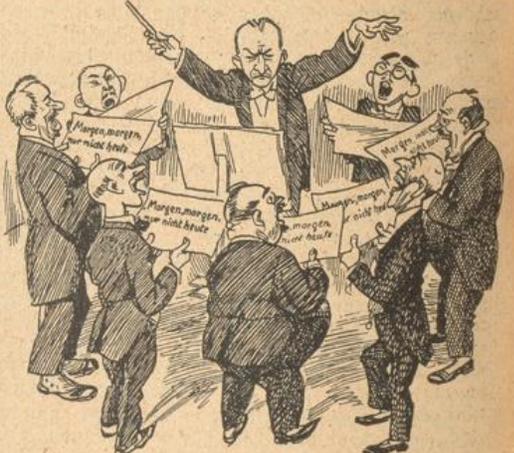
Daß die Gegner ein festzusammenhängender Klumpen sind, haben die Deutschen auch in einer

anderen Angelegenheit erfahren müssen; in der Frage der Abrüstung. Die Verhandlungen darüber sind schmächtig im Sand verlaufen. In allen verschiedenen Konferenzen, die in dieser Angelegenheit gehalten worden sind, hat es sich schließlich darum gedreht, ob man zu den Zahlen der Heeresmassen auch die ausgebildeten Reserven zählen solle. Die Franzosen haben ein starrsinniges „Nein“ gesagt. Denn sie haben mit ihren Bundesgenossen in Polen und in der Tschechoslowakei viele Hunderttausende von Reservetruppen, so daß sie von heute auf morgen ein Millionenheer aufstellen können, mit dem sie ganz Europa im Schach halten können. Von diesem Machtgipfel wollen sie nicht herunter. Darum sollen nur die aktiven Mannschaften verringert werden, wenn es überhaupt zu einer Abrüstung kommen sollte. Und damit wird die ganze Abrüstung zu einer Komödie. Eine Zeitlang schien es, als ob die Engländer in dieser Frage der Reserven auf der deutschen Seite stünden. Aber schon im vorigen Jahre sah man, sie haben zu den Franzosen umgeschwenkt. Das hing damit zusammen, daß die Franzosen ihnen ihre Hilfe versprochen in der Frage der Seeabrüstung, in der England anders wollte als Amerika. Dafür gaben sie den Franzosen in der Frage der Reserven nach gegen Deutschland. In Amerika entstand darüber ein großes Geschrei. Man sprach von einer neuen „Entente“ zwischen England und Frankreich. Der englische Minister Chamberlain erklärte im Londoner Parlament ganz kalt: eine neue „Entente“ besteht nicht, weil die alte Entente ja nie aufgehört hat. Also rund heraus: John Bull und Marianne gehen allzeit Arm in Arm. Nun hatten die Deutschen nur noch den Amerikaner, auf den sie glaubten rechnen zu können. Aber was geschah? Auf der Sitzung der „vorbereitenden Abrüstungskommission“ zu Genf Ende April stand mit einem Mal der Amerikaner Gibson auf und erklärte, daß auch die Amerikaner in der Frage der Reserven auf dem französischen Standpunkt stünden. Und die Deutschen sahen mit offenem Mund da! Was war da geschehen? Wer das wußte! Irgend ein sauberer Kuhhandel wird's schon gewesen sein. Vielleicht ein Versprechen wegen der Seerüstung? O Mister Kellogg! In Genf ist es dem deutschen Gesandten, dem Grafen Bernstorff, überhaupt recht schlecht ergangen. Er hat den Antrag gestellt, das Abwerfen von Gas- und Brandbomben für den Kriegsfall zu verbieten. Der Antrag ist glatt abgelehnt worden. Und diese Gesellschaft heißt sich „Vorbereitende Abrüstungskommission!“ Was wollen denn die eigentlich vorbereiten? Das fragt nicht bloß der Hinkende, das fragen sonst noch viele Leute in Europa. Aber die Machthaber bei der alten Entente lachen sich ins Fäustchen. Als die Herren auseinandergingen, wußte man nur, daß irgendwo und irgendwann weiter beraten werden sollte. Es war ein lustiges Konzert gewesen, das die Abgeordneten gegeben hatten. Graf Bernstorff wollte die „Friedenssymphonie“ dirigieren, aber auf den Notenpulten lagen andere Noten, und die Abgeordneten sangen fröhlich darauf los: „Morgen, morgen, nur nicht heute!“ Schade, daß man für derartigen

Humburg so viel Geld ausgibt. Die Herren hätten ruhig daheim bleiben und an unseren Augenmünder Stresemann schreiben können: „Bemühen Sie sich nicht! Wir mögen doch nicht!“ Aber man ist sehr höflich in der Welt der Staatsmänner, und so grobe Briefe schreibt man nicht!

In der Frage der Minderheiten hat vier Wochen vorher Stresemann in Genf auch so gut wie nichts erreicht. Die Polen haben den wilden Mann gespielt, und die Franzosen haben ihren Bundesgenossen nichts zu Leide tun wollen. Drum war das Ende dieser Völkerbundstagung nichts anderes als das allmählich satfam bekannte Lied: „Das nächste Mal — das nächste Mal.“ Oder wie wir Kinder einst gesagt haben: „Wir wollen sehen, hat der Blinde gesagt, was der Lahme tut. Dann hat er erst recht nichts gesehen!“

Ja — der Weltfriede! Da hat man merkwürdige Dinge gehört im Laufe des Frühjahrs 1929! Eine holländische Zeitung hat die Abschrift eines Vertrags veröffentlicht, der zwischen Frankreich und Belgien geschlossen worden sein soll. Darin war ganz genau auseinandergesetzt, wie diese beiden Länder gemeinsam gegen Deutschland marschieren wollten, wenn es wieder Krieg gäbe. Die Angriffslinien waren bezeichnet, und eine von ihnen ging durch holländisches Gebiet, durch Limburg. „Merkwürdig“, hat damals der Hinkende gedacht. „Welch ein Geschrei haben die Herren Franzosen im Jahre 1914 gemacht, als die Deutschen durch Belgien marschierten, die heiligsten Menschenrechte seien durch die Barbaren, Hunnen



Graf Bernstorff dirigierte in Genf eine lustige „Friedenssymphonie“.

und Boches übertreten. Die müßten von der ganzen Welt geächtigt werden wegen Verletzung der Neutralität eines kleinen wehrlosen Landes! Und jetzt — machen sie genau daselbe. Aber wenn es der Franzose macht — halt, Bauer, das ist etwas anderes. Das ist immer „Kampf für Recht, Freiheit und Wahrheit“. Die Belgier und die Franzosen haben behauptet, das von den Holländern veröffentlichte Schriftstück sei eine ganz böswillige Fälschung. Nun — man sagt im

Schwarzwald: „s cha n, 's cha an nti h!“ Der Sinkende will sich kein Urteil erlauben. Aber sein Teil denkt er sich doch. Und er meint, der geneigte Leser auch. O Müller Kellogg!

In unserem eigenen Vaterland hat es auch nicht gerade besonders rosig ausgesehen. Zwar ist unter der Reichskanzlerschaft des Sozialdemokraten Müller eine Regierung zustande gekommen, die zwischen hinein einmal schier auseinandergefallen wäre, aber sich doch mit Ach und Krach bis heute gehalten hat. Im wesentlichen besteht sie aus Sozialdemokratie, Zentrum, Demokratie und Deutscher Volkspartei, und sie hat ihre Sache so gut gemacht, als es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Aber als man im November 1928 das zehnjährige Bestehen der deutschen Republik feierte, war keine helle Begeisterung im Volk. Diese zehn Jahre waren ein solches Märtyrertum für das deutsche Volk gewesen, daß man zu Jubelliedern weder Zeit noch Lust fand. Einmal hat es so ausgesehen, als ob man der Gründung eines „Einheitsstaates“ näher kommen wolle. Zuerst hat der von dem früheren Reichskanzler Dr. Luther geführte „Bund zur Erneuerung des Reichs“ Vorschläge veröffentlicht, wonach Preußen mit allen norddeutschen Ländern samt Thüringen und Hessen einen Einheitsstaat machen sollte. Die süddeutschen Staaten würden sich hernach schon selber zu diesem Bund herzufinden! Dann hat ein Verfassungsausschuß im Oktober Richtlinien zur Schaffung des Einheitsstaates herausgegeben. Da sollten vor allem die Länder „neu gegliedert“ werden. Es sollten alle die Einschießel, die manche Länder in den anderen haben, endgültig beseitigt werden: also z. B. Wimpfen, das zwischen Baden und Württemberg liegt und in Wirklichkeit zu Hessen gehört, würde dann entweder zu Baden oder zu Württemberg zu schlagen sein. Dann sollte die Hauptmacht und Hauptverantwortung für die Führung der Politik dem Reich übertragen werden. Die neugeschaffenen Länder sollten lediglich im Auftrag des Reiches gewisse Arbeiten in ihren Landtagen zu leisten haben.

Nach diesen Richtlinien sollte eine ganz neue Verfassung ausgearbeitet werden, die den Einheitsstaat langsam herbeiführen werde. Aber die süddeutschen Staaten haben nicht recht zu diesem Verfassungswerk herbeikommen wollen. Besonders die Bayern und die Württemberger haben gewaltig mit dem Kopf geschüttelt. Der Bayernminister Dr. Held hat sogar gesagt, es sei jetzt an der Zeit, daß die Süddeutschen die Weimarer Verfassung schützen sollten gegen die Elemente, die einstens das meiste zur Zerklüftung des deutschen Volkes beigetragen hätten; die wollten jetzt alles in eine Hand bringen und Deutschland rücksichtslos unter ihre Faust zwingen. Schließlich ist die Sache ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Man hört seit einem halben Jahr nicht mehr viel von dem „Einheitsstaat“. Der Sinkende meint, man solle sich bei derlei Dingen Zeit lassen. Es will ihm nicht in den Kopf, daß wir Deutschen alle nach der Berliner Pfeife tanzen sollen. Die Früchte dürfen erst gebrochen werden, wenn sie reif sind. Vorerst aber sind sie noch recht grün. Die deutschen Einzländer haben ihre be-

sondere Gesichte, in der sie geworden sind. Und drum können sie nicht ohne Sang und Klang ihre Eigenart opfern. Man mag das „Eigenbrötlein“ nennen. Das tut nichts. Ein Bund von Stämmen, die zusammenhalten, ist besser als eine künstlich gemachte Einheit, die doch nicht standhalten kann, weil sie ein Nachwerk ist, aber nichts Gewachsenes. Es kann ja sein, daß die Finanznot, in der Deutschland steckt, das Einigungswerk rascher vorwärts treibt, als der Sinkende voreist glaubt. Aber diesmal hält es der Sinkende mit dem Abwarten.

Eine Vereinfachung auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens hat den Sinkenden gefreut. Es hat sich herausgestellt, daß die Reichsbahn mehr Einnahmen haben mußte. Sie hat zu wenig verdient. Drum hat man das 4-Klassen-System abgeschafft und fährt jetzt nur noch in zwei Klassen: entweder auf Holz oder auf Polster. Zweite und dritte Klasse — das ist alles. Und da die meisten Leute einen schmalen Geldbeutel haben, fährt man eben dritter Klasse. Und das ist ganz gut so. Die „Gebildeten“ und das „Volk“ brüderlich nebeneinander. So ist's recht. Da merkt jeder, daß der andere auch ein Mensch ist. Und wenn man nebeneinander sitzt und auch einmal ein gutes Wörtlein miteinander spricht, spürt man, daß man zusammengehört. Nur eins tut dem Sinkenden leid, daß die Preise für die dritte Klasse recht erheblich gestiegen sind, und daß somit der arme Mann wieder einmal die Zehne bezahlen muß. Aber dafür sind wir leider Gottes alle miteinander arme Leute geworden. — Es sind im Laufe des Sommers allerlei recht schwere Eisenbahnunfälle vorgekommen. Man hat im deutschen Volk gemeint, das sei die Folge der allzu großen Sparerei bei der Reichsbahngesellschaft. Die hat sich gegen solche Vorwürfe entschlossen zur Wehr gesetzt, und sie hat gesagt, die Betriebssicherheit sei auf den deutschen Bahnen genau so groß, wie bei den anderen Ländern. Und Menschen seien überall unvollkommen. Aber sie hat doch auch hinzugefügt, daß es der deutschen Reichsbahn an Geld fehle, denn die vielen Reparationszahlungen verschlangen einen großen, allzu großen Teil der Einnahmen der Bahn. Womit also eigentlich — wenn man es in dürren Worten ausdrückt — gesagt ist, daß wir den Fremdlingen nicht bloß unser Geld, sondern auch noch unser Leben opfern müssen, wenn unsere Bahn nicht mehr genügende Mittel hat, ausgiebig ihre Bauten auf Strecken und Bahnhöfen und in den Lokomotiven und Wägen auszuführen. Ein trauriges Zeichen der Zeit, daß eine ganze Anzahl von unseren Lokomotiv- und Waggonfabriken hat zuschließen müssen, weil sie von der Reichsbahn keine Aufträge mehr bekommen haben! Da spürt man die Fronfessel der Gegner einmal bis auf die Haut! Ob's nach dem Young-Vertrag besser wird?

Ein recht unerquicklicher Streit ist ausgebrochen im Zusammenhang mit der Besetzung der Verwaltungsratsstellen in der deutschen Reichsbahngesellschaft. Baden, Sachsen, Bayern und Württemberg forderten je einen Sitz in dieser hohen Behörde. Und weil die Reichsregierung diese Forderungen nicht bewilligen wollte, wurde an den Staatsgerichtshof appelliert. Aber — ehe dieser



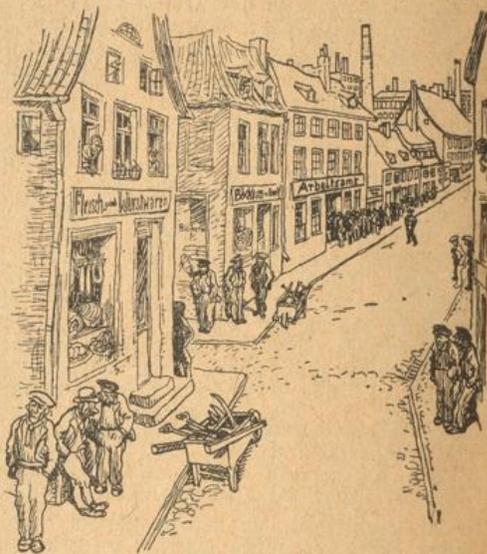
entscheiden konnte, beehrte die Reichsregierung die freigewordenen Stellen, ohne sich um die Beschwerde von Baden und anderen Ländern zu kümmern. Daraufhin legte der Präsident des Staatsgerichtshofes, der zugleich Präsident des Reichsgerichts war, Geheimrat Dr. Simons, seine Aemter nieder. Ein häßlicher Zusammenstoß zweier Reichsämter, der nicht hätte vorkommen sollen! Zumal da Deutschland die Arbeit eines seiner bedeutendsten Rechtsgelehrten damit verloren hat.

Wiel Not machte der Streik in der nordwestdeutschen Eisenindustrie. Da wurden, weil man sich zwischen Unternehmern und Arbeitern in der Lohnfrage nicht einigen konnte, über zweihunderttausend Arbeiter mitsamt ihren Familien ausgeperrt. Wochenlang gab es Verhandlungen hin und her, bis es endlich dem preussischen Minister Severing gelang, kurz vor Weihnachten durch einen Schiedspruch den Handel zu schlichten.

Ein anderer Handel ging um den Bau eines neuen Panzerkreuzers. Die sozialistischen Minister hatten im Kabinettsrat diesem Bau zugestimmt. Darob war großer Lärm bei der Partei. Der Hinkende versteht nicht recht, warum man ein solches Geschrei darob erhoben hat. Die Russen, bei denen ja der Kommunismus regiert, bauen auch ihre Kriegsschiffe. Warum sollen gerade wir Deutsche das letzte bißchen von Wehrmacht, das wir noch gnädigst von der Entente zugestimmt bekommen haben, vor die Hunde werfen? Aber die Herren „Genossen“ werden immer nervös, sobald sie das Wort „Wehrmacht“ hören. Gütlich deutsch! Vom „Theoretisieren“ kommt man bei uns nicht los. Und weil es einmal zum Parteidoγμα gehört, gegen den Militarismus zu donnern, darf nicht einmal ein Panzerkreuzer gebaut werden, wenn man ihn noch so bitter nötig braucht zum Schutz der Ostseeküste. Schließlich sollte man in Deutschland endlich lernen, daß man nicht mit allerlei gescheiterten Gedanken die Welt regiert, sondern mit der Macht. Das wird sein, solange die Welt auf ihren wackeligen Beinen herumkämpft. Nun — gebaut wird der Kreuzer. Das ist die Hauptsache.

Ganz im argen liegen die Reichsfinanzen. Der Hinkende möchte nicht um alles in der Welt Reichsfinanzminister sein. Der arme Mann soll Geld herbeschaffen und weiß nicht mehr, woher er's kriegen soll. Manche Leute haben gemeint, die Arbeitslosenversicherung koste viel zu viel Geld. Man solle einmal dort gehörig ausräumen. Da möchte der Hinkende doch beide Hände aufheben und bitten: „Vorsicht! Dreimal Vorsicht!“ Wer in Arbeiterfamilien hineingeschaut hat, die von der Arbeitslosigkeit betroffen sind, der weiß, daß das die schlimmste Geißel ist, die einen Menschen treffen kann. Da geht's bis aufs Blut unter den Schlägen dieser Geißel. Und der Hinkende dankt Gott, daß das Deutsche Reich seine Arbeitslosen, die ja bis zur Zahl von zwei Millionen angewachsen sind, nicht im Stich läßt. Daß auch eine solche Einrichtung vielfach mißbraucht wird, das ist das Schicksal aller Menschenwerke. Und der Gesekraeber kann ja sich darum bemühen, diese Mißstände zu bekämpfen. Aber die Arbeitslosenversicherung selbst ist eine soziale Großtat; die

muß aufrechtgehalten bleiben. — Um das Schuldenloch zuzustopfen, hat der Finanzminister Hilferding im Reichstag die Genehmigung zum Auflegen einer Reichsanleihe bekommen, die mit allerhand Vorrechten ausgestattet ist. Sie unterliegt keiner Steuer, weder der Kapitalertragssteuer noch der Erbschaftsteuer. Wenn man am 1. Juli seine Kupons abschneidet, wird einem nichts davon abgezogen, und wenn man seinen Kindern diese Papiere hinterläßt, kriegen sie sie,

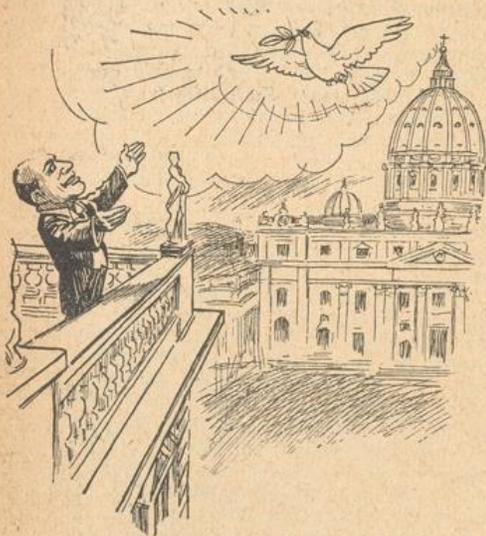


Der Hinkende hat mit blutendem Herzen das Elend der Arbeitslosen gesehen.

ohne daß der Staat nur einen einzigen Pfennig davon nehmen darf. Wertwürdig, wie sogar der sozialistische Minister ganz kapitalistisch vorgehen muß, wenn er Geld haben will. Ja, es geschieht heute noch „Wunder und Zeichen“!

Etwas besonders Schmerzlich war ein wüster Straßenkampf, der am 1. Mai in Berlin ausbrach zwischen den Kommunisten und der Polizei. Da hat es Barricaden gegeben und Tote und Verwundete, wie wenn eine Revolution ausgebrochen wäre. Es heißt, diese Straßunruhen — wie man mildernd sagt — seien von den russischen Hekern angestiftet worden. Die hätten einmal den Versuch machen wollen, ob Deutschland schon reif sei zum großen Umsturz, und die Kämpfe in Berlin seien nur ein Vorpostengefecht, hinter dem die große Schlacht kommen werde. Der Hinkende kann nicht glauben, daß das deutsche Volk so dumm sein könne und sich dem grenzenlosen Elend ausliefern, das die Sowjets in Rußland fertig gebracht haben. Drum scheint ihm noch sehr viel Wasser ins Meer durch den Rhein laufen zu müssen, ehe es den verzweifeltsten Nachbarn gelingt, auch bei uns das heillose Durcheinander zu schaffen, das bei ihnen ist. Aber ihm tun die armen Tröpfe leid, die in Berlin in Wahnsinn und Leidenschaft haben unter den Kugeln der Polizei verbluten müssen. Wir Deutschen sind übel genug dran. Wir haben es wahrhaftig nicht nötig, daß

rajung erlebt. Das sind die Wahlen zu ihrem Parlament gewesen im Anfang Juni 1929. Zwar hat man schon vorher allerlei gehört davon, daß das englische Volk nicht ganz zufrieden sei mit dem Regiment der Konservativen, die unter der Führung Baldwins die Geschichte Englands in den letzten Jahren entschieden haben. Aber man hat geglaubt, daß die Liberalen unter Lloyd George den Konservativen das Wasser abgraben würden. Und nun ist's ganz anders gekommen. Die englischen Wähler haben sich für die Arbeiterpartei entschieden, die weitaus die meisten Stimmen bekommen hat. Freilich hat diese Partei nicht die völlige Mehrheit. Konservative und Liberale zusammen haben ein paar Duzend Stimmen mehr. Dieser Wahlausfall ist sehr merkwürdig. Er zeigt, daß die Engländer nicht mehr als zwei Parteien wollen. Lieber haben die liberal gesinnten Elemente den Arbeitern die Stimme gegeben, als den Liberalen, damit es sich um zwei Parteien handle, nicht um drei. Alle Achtung vor der großen politischen Klarheit dieses Volkes! Davon könnten wir Deutschen mit unserem Partei-Kuddel-Muddel etwas lernen. Für uns Deutsche ist noch nicht sicher, wie viel wir für unsere Geschichte von diesem Wahlausfall gewinnen werden. Denn erstens weiß man nicht, wie lang die Arbeiterregierung unter Macdonald sich wird halten können. Und zweitens weiß man



Mussolini hat mit freudig erhobenen Händen die Friedenstaube begrüßt, die vom Vatikan zum Quirinal gesungen ist.

nicht, ob sie sich gegen die ganze bisherige englische Außenpolitik wird wenden können. Oder ob sie nicht durch die Geschehnisse in der Welt-politik gezwungen sein wird, in den alten Bahnen weiterzugehen. Eines wird aber sicherlich gut für Deutschland sein: der Franzosenfreund Chamberlain, der ganz in den Bahnen von Poincaré gegangen ist, kommt vorerst nicht wieder als Außenminister in Betracht. Und darum kann man

vielleicht hoffen, daß England sich wieder etwas selbständiger in seiner Politik bewegt. Dann wird auch für die schweren Entscheidungen, die denen Deutschland steht, von England her etwas mehr Licht ins trostlose Dunkel fallen, in dem wir bisher geseilen sind.

In Italien hat der Diktator Mussolini eine höchst bedeutsame Tat vollbracht. Er hat es fertiggebracht — was man seit Jahren für völlig unmöglich hielt — eine Verständigung zwischen dem Staat und der Kirche herbeizuführen. Der Papst ist, wie der geneigte Leser weiß, in früheren Jahrhunderten ein weltlicher Fürst gewesen. Papstkönig hat man in genannt. Er hat einen eigenen Staat regiert, den man den Kirchenstaat geheißt hat. Aber als im Jahr 1870 ganz Italien geeinigt worden ist unter dem König Viktor Emanuel, hat man auch den Kirchenstaat aufgehoben. Darum war der Papst mit dem Königreich Italien zerfallen. Er saß in seinem Vatikan, den er nie verließ, zum Zeichen des Widerspruches gegen die Gewalttat, die man gegen ihn ausgeübt hat. Jetzt ist dieser Streit vorbei. Mussolini hat dem Papst einen — allerdings ganz winzigen — Kirchenstaat gegeben, in dem er wieder Fürst und Herr sein wird. Dieser Kirchenstaat ist nur ein Stadtteil. Man nennt ihn von jetzt an die „vatikanische Stadt“. Sie liegt jenseits des Tiberstroms. Dort ist der Papst völlig freier Herr. Außerdem bekommt er noch eine ziemlich große Geldsumme als Entschädigung für all die Verluste, die er durch die Wegnahme des Kirchenstaates einst erlitten hat. Und so ist denn die Friedenstaube mit dem Schwanz im Schnabel vom Vatikan hinüber nach dem Quirinal, dem königlichen Palast geflogen, und der König samt Mussolini haben sich gefreut darüber, daß endlich zwischen den beiden Mächten, der geistlichen und der weltlichen Macht, das Kriegsbeil begraben ist. Freilich — so ganz solid ist der Friede scheint's doch noch nicht. Es hat seither einmal ein tüchtiges Geplänkel zwischen dem Papst und dem Duce gegeben, als es sich in dem italienischen Reichstag darum handelte, ob der Schulunterricht unter kirchlichen Einfluß gestellt werden soll. Da hat Mussolini kurz und schneidig gesagt: „Nun und nimmer mehr! Die Schulen sind unsere Sache!“ Das hat dem Papst nicht gefallen, und er hat bei einem Empfang von Schülern des Jesuitenkollegiums seiner Meinung unverblümt darüber Ausdruck gegeben, daß gerade die Erziehung Sache nicht bloß des Staates, sondern auch der Kirche sei. Und nur wenn beide daran arbeiten, könne aus einem Volk ein wahrhaft gebildetes Volk werden. Es ist zwischen der Kirche und dem Staat ein „Konkordat“ geschlossen worden, durch das der katholischen Kirche der Vorrang unter den religiösen Bekenntnissen in Italien eingeräumt wird. Aber auch die übrigen Religionsgesellschaften sollen sich frei und ungehindert in Italien bewegen dürfen. Besonders merkwürdig ist es, daß durch dies Konkordat die fröhlische Eheschließung wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt ist. Wer sich kirchlich trauen läßt, braucht keine bürgerliche Eheschließung vornehmen zu lassen. Der Sinkende ist sehr gespannt darauf, wie weiterhin sich dieser Friede in dem Land

Italien bewahren wird. Er würde es dem vielgeplagten Land gönnen, wenn es sich ruhig entsalten könnte! Es hat ohnehin ein schweres Unglück erfahren: ein neuer Ausbruch des feuer-speienden Berges Vesuv hat ein Dorf vernichtet, viele Weinberge und Obstgärten mit Lava verschüttet und einen Schaden von vielen Millionen angerichtet.

In Spanien hat einmal das Militär gegen den allmächtigen Diktator Primo de Rivera aufmucken wollen. Aber der Mann hat eine eiserne Faust. Er ist über die Meuterer rasch Herr geworden. Und wie die Studenten mit den Offizieren haben gemeinsames Spiel treiben wollen, hat er kurzerhand die Universitäten zugeschlossen. Er hat gewußt, daß es um seinen Kopf geht. Und da hat's kein Federlesens gegeben. Wer in ein Wespennest greift, muß stählerne Handschuhe haben. Der spanische König ist treu zu seinem gewaltigen Minister gestanden, obwohl es nicht an Stimmen gefehlt hat, die ihm geraten haben, den Diktator fallen zu lassen und mit dem Volk zu gehen. Man hat sogar gedroht, daß es ihn seinen Thron kosten werde, wenn er nicht von Primo de Rivera lasse. Er ist fest geblieben. Das alte Wort von der Königstreue hat da einmal wirklich seine Bestätigung empfangen!

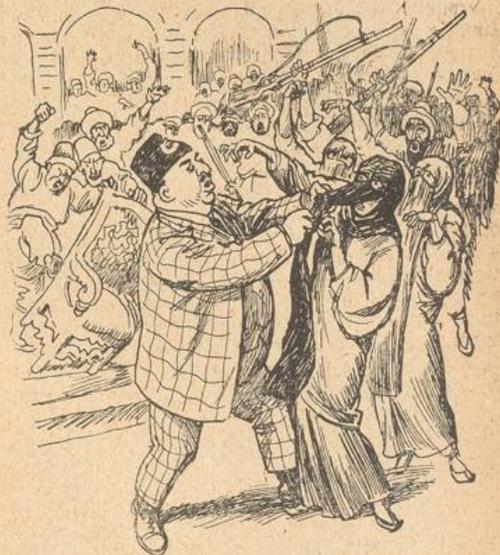
Ob diese Siege der Diktatoren von Spanien und Italien den König von Jugoslawien angestreckt haben? Er hat eines Tages sein Parlament nach Hause geschickt und erklärt, er wolle allein regieren. Und siehe da! Seine Völker haben sich's gefallen lassen. Die Welt ist rund und muß sich drehn. Nachdem man vor zehn Jahren die Fürsten von ihren Thronen gejagt hat, werden jetzt die Volksvertretungen heimogast von den Königen. Wer weiß was noch alles passiert in den nächsten zehn Jahren? Man spricht ja auch in Deutschland manchmal davon, daß man den Parlamentarismus genug und übergenug habe. Wenn man nur wüßte, was und wen man an die Stelle dieses Parlaments setzen soll?

Auch einen neuen König hat's gegeben. Das war Achmed Zogu I. von Albanien. Der ehrgeizige Mann hat in Albanien eine gelehrende Versammlung wählen lassen, die ihm dann die Krone angeboten hat. Natürlich war alles vorher schön säuberlich abgekartet. Aber die „Regie hat geklaut“, wie ein Freund des Sinkenden in solchen Fällen so sagen pflegt. Und die Mächte von Europa haben den neugeborenen König anerkannt. Hoffentlich hält sein Thron fester als seinerzeit der Thron des Fürsten Herzmann v. Wied, der vor dem Weltkrieg König der Albaner gewesen ist, aber nur ein paar Monate lang, bis ihm sein „getreues Volk“ den Stuhl vor die Tür gekickt hat.

Die Russen haben ihren ehemaligen „Bekehrer“ Trocki, den sie schon im vorigen Jahr ganz nach dem Rezept des früheren Jaren in die Verbannung nach Sibirien geschickt hatten, schließlich ganz aus dem Land gejagt. Er hat sich nach Konstantinopel geflüchtet und sucht händeringend irgendwo in einem europäischen Land einen Unterschlupf ein „Mist“. Aber niemand will ihn haben. Kein Wunder! Ein Mensch, an dessen Händen das Blut von Hunderttausenden klebt,

ein Mensch, der überall, wohin er kommt, neue Unruhen stiften wird! Wer mag sich selber eine Wange in ein sauberes Haus legen? Beinahe hätten wir ihn nach Deutschland bekommen. Aber Gottlob hat doch auch das gastfreie Deutschland ein Haar in dieser Suppe gefunden.

In der Türkei geht der Eifer, der mit aller Gewalt die abendländische Kultur einführen will, flott weiter. Jetzt schaffen sie sogar ihre alte arabische Schrift ab und führen dafür die latei-



Die afghanischen Frauen sind ihrem König Amanullah mit allen zehn Fingern ins Gesicht gefahren.

nische Schrift ein. Kemal Pascha hat höchst-eigenhändig im Kasino der Volkspartei die neue Schrift auf einer Schultafel seinen Freunden vorgeführt. Und Männlein und Weiblein muß auf die Schulbank sitzen und lateinisch schreiben lernen. Die Türken sollen mit aller Gewalt „gebildete Mitteleuropäer“ werden.

Dies Exempel hat einen anderen Fürsten zum Nachmachen verlockt. Aber das Nachmachen hat ihm seinen Thron gekostet. Dieser Fürst war der Emir von Afghanistan, Amanullah. Der junge König hat eine Europareise gemacht, und alle die Völker, die er besuchte, haben darin gewetteifert, ihm die „untertänigsten Komplimente“ zu machen. Vor allem in Berlin hat man das ausgezeichnet verstanden. Nun ist er heimgekommen zu seinen Afghanen, die ein recht wildes Volk sind, und da hat er gemeint, von heute auf morgen könne er die Leuten mit der Bildung und Gesittung von Europa beglücken. Aber da ist es ihm schlecht ergangen. Die Frauen, denen er den Schleier vom Gesicht hat nehmen wollen, sind ihm mit allen zehn Fingern und mit den Krallen an besagten zehn Fingern ins Gesicht gefahren, und die Männer, denen er für ihren heimischen Turban den europäischen „Goggs“ hat aufsetzen wollen, sind in seinen Palast eingedrungen und haben seinen Thron gestürzt. Freilich — dort

Hinkende weiß, daß das nicht so ganz von dem Volk allein ausgegangen ist. Es ist ein anderer dahinter gesteckt. Das war — der Engländer. Dem hat es nicht gepaßt, daß der junge König Amanullah sich so fest mit Deutschland eingelassen hat, und noch weniger hat es dem Engländer in seinen Kram gepaßt, daß auch mit den Russen eine recht innige Freundschaft geschlossen worden ist. Der Engländer hat bisher seine Hand auf Afghanistan liegen gehabt, und dies Land ist ihm ein „Pufferstaat“ für Indien gewesen. Solange die Afghanen zu England gehalten haben, hat England gewußt, daß ihm von Rußland her keine Gefahr drohen kann. Darum hat der Engländer, schlau wie er ist, sich die Erbitterung des wilden Bergvolkes zunutzen gemacht und hat so lang an den Afghanen gebohrt, bis die einen Gegenkönig aufgestellt haben, der heißt Habibullah. Amanullah hat zwar versucht, seine Sache zu retten, indem er zugunsten seines Bruders abgedankt hat. Aber es hat nichts mehr geholfen. Habibullah hat schließlich den Sieg errungen über Amanullah und dessen Bruder. Und der arme Amanullah hat aus seinem Land fliehen und sich sogar unter den Schutz der Engländer stellen müssen. Der Hinkende kann es ihm nachfühlen, mit welcher Freude er seine Todfeinde um einen Zufluchtsort angerufen hat. In Afghanistan herrscht nun Habibullah mit Kopfschneiden und Hängen und anderen asiatischen Liebenswürdigkeiten, und der Engländer hat das Spiel gewonnen. Was schert sich die Politik um Menschenleben, wenn es um die eigene Macht handelt?

Am traurigsten geht es in China her. Im vorigen Jahr hatte der Hinkende davon gesagt, wie dies Riesenreich jetzt allmählich zur Einheit zusammenschmelze. In Südhina hatte sich eine nationale Regierung gebildet unter dem Diktator Tschiangkai-schek. Und der Hinkende hatte gemeint, nun werde da im fernen Osten eine neue Zeit aufsteigen, in der Weltgeschichte größten Stiles gemacht werde. Aber der Hinkende hat nicht mit der Erbärmlichkeit des menschlichen Ehrgeizes gerechnet. Da waren chinesische Generale, die sagten: „Warum soll gerade der Tschiangkai-schek der Allmächtige in China sein? Das kann ich gerade so gut wie er?“ Und es hat Kriegszüge hin und her gegeben, und dazu haben sich eine Masse von Räuberbanden gebildet, die Krieg auf eigene Faust führen und die unglücklichen chinesischen Bauern ausrauben und zu Tode foltern. Dem Tschiangkai-schek ist es gelungen, über mehrere von diesen Generalen Herr zu werden. Man sagt, mit Hilfe der Sowjets. Aber als er sich von der russischen roten Vorherrschaft freimachte, haben die Russen sich hinter einen besonders Ehrgeizigen gesteckt, den sogenannten „Christlichen General“, Fjengpühsiang. Und der marschiert jetzt mit einem wohlausgerüsteten Heer gegen Tschiangkai-schek. Der hat allerdings noch mehr Soldaten. Aber es ist ein Jammer, daß dies große und höchst intelligente Volk einfach nicht zu Frieden, Freiheit und Recht kommen kann, weil der niederträchtigen Ehrgeiz seiner Soldnerführer die eigene Herrlichkeit über das Schicksal der Heimat stellt. Dazu ist noch eine fürchtbare Hungersnot in Südhina gekommen,

der Hunderttausende zum Opfer fallen. Die Leichen liegen auf den Straßen umher. Eltern verkaufen ihre Töchter in Häuser der Schande, um sich Lebensmittel zu kaufen, man ißt Häcksel, das für die Pferde zu schlecht ist. Wann wird diesem unseligen Volk die Stunde der Erlösung schlagen?

Nun noch einen Sprung hinüber über den stillen Ozean zu den Amerikanern. Die Vereinigten Staaten haben im Herbst 1928 sich einen neuen Präsidenten gewählt, der heißt Hoover. Er hat einst nach Beendigung des Weltkrieges eine wichtige Rolle gespielt, weil er für die Ernährung des ausgehungerten Deutschland hat sorgen müssen. Da hat er gezeigt, daß er ein tüchtiger Mann ist. Er soll von Deutschen abstammen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert sind. Ein Stammbaumsforscher hat sogar behauptet, dieser Vorfahr, der nach Amerika gebracht sei, habe Andreas Huber geheißt und sei aus Baden-Baden gekommen. Nun — ob das richtig ist oder nicht — den Hinkenden freut's, daß er den Nachkommen eines Landmannes in dem amerikanischen Präsidenten begrüßen darf. Hoffentlich hat er ein warmes Herz für das Land seiner Vorfahren — dann wird's recht.

In Mittelamerika hat's an allerhand Unordnung nicht gefehlt. Das Land Mexiko wurde von dem Präsidenten Calles regiert. Und der Mann regierte wie ein unumschränkter Fürst. Nach seinem eigensinnigen Kopf mußte sich alles richten. Vor allem hatte er's mit der katholischen Kirche zu tun, die in dem Land die herrschende Kirche ist. Der Hinkende hat nie ganz begriffen, warum der Präsident die Kirche nicht in Ruhe gelassen hat. Aber der Calles mag wohl seine Gründe gehabt haben. Er ist einer von den „Freidenkern“, die meinen, die Kirche sei schuld daran, daß es im Volk nicht so vorwärts geht, wie es der Herr Ungeduld gern möchte. Vielleicht hat er gemeint, wenn er die Leute von der Herrschaft der Kirche losmache, werde das Land in schönerer Blüte stehen. Kurz und gut! Er hat die Kirchen zugeschlossen, die Gottesdienste verboten, Priester und Ordensleute drangsalziert. Man muß es den Priestern lassen, daß sie tapfer für ihre Ueberzeugung gekämpft haben. Viele haben ihr Leben für ihren Glauben lassen müssen. Und drum ist es des Hinkenden Meinung, daß der Präsident Calles gründlich daneben gegriffen hat. In den Glauben eines Volkes sich hineinmischen, führt allemal zu schlimmen Häusern. Wer an dem Glauben der Menschen rühren will, verbrennt sich zehnmal für einmal die Finger. Davon hat das arme Land bald ein böses Liedlein singen können. Am 1. Juli war Präsidentenwahl. Calles durfte wegen einer Bestimmung in der Verfassung nicht wieder gewählt werden, und drum sorgte er dafür, daß sein Parteifreund, der vor ihm Präsident gewesen war, General Obregon, gewählt wurde. Aber am 17. Juli, als der General gerade bei einem Bruckessen in der Stadt St. Angel saß, meldete sich bei ihm ein junger Mann; als Zeichner bezeichnete er sich — und knallte den neugewählten Präsidenten nieder. Der Mörder hieß José de Leon Toral. Natürlich hat man gesagt, daran sei die katholische Geistlichkeit schuld. Die hat aber mit Armen und

Beinen sich dagegen gewehrt, sich der Mor-
 anklage schuldig heißen zu lassen. Als der
 Mörder vor Gericht gestellt wurde, hat eine
 23jährige Nonne Concepcion Treja ausgesagt,
 daß sie vielleicht unwissentlich durch eine unbe-
 dachte Äußerung den Unglücklichen zu seiner un-
 seligen Tat verleitet habe. Die Richter haben
 dann den Mörder zum Tod und die arme Nonne
 zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt. An Stelle
 des Ermordeten ist der Gouverneur Portes Gil
 zum Präsidenten von Mexiko gewählt worden.
 Calles hatte ihn vorgeschlagen. Und ein Gegen-
 kandidat hat sich nicht gefunden. Wie es nun
 in Mexiko mit der Glaubensverfolgung weiter
 gehen wird? In der letzten Zeit heißt es, es
 seien Verhandlungen zwischen der Regierung und
 der Kirche im Gange, die einen friedlichen Zu-
 stand herbeiführen wollten. Der Hinfende möchte
 es dem armen Volk gönnen, daß es von dieser
 unnötigen blutigen Geißel der Religionenkämpfe
 endlich verschont werde.

In Südamerika wäre es schier zu einem
 Kriege gekommen zwischen den beiden Staaten
 Bolivia und Paraguay. Zwischen diesen
 beiden Nachbarstaaten liegt ein Urwaldgebiet,
 wüst und finster. Niemand wohnt dort. Handel
 wird auch keiner getrieben durch dies Gebiet.
 Aber die zwei Nachbarstaaten handeln schon seit
 langen Jahrzehnten um dies Stück Land. Ob
 dort wertvolle Erze verborgen sind oder ob es
 bloß eine Frage des „Ansehens und der Macht“
 ist, daß jeder von den zwei Staaten dem anderen
 die garstige Einnöde mißgönnt, das weiß der Hin-
 fende nicht zu sagen. Bolivia ging recht schneidig
 vor. Es ließ seine Truppen marschieren und eine
 Grenzfestung von Paraguay besetzen. Der Völker-
 bund legte sich in den Handel, hat aber mit sei-
 nen Vermittlungsversuchen nicht viel Glück gehabt.
 Doch ist das ärgste Blutvergießen verhindert
 worden. Die streitenden Brüder erklärten sich
 bereit, ihre Händel vor die amerikanische Schlich-
 tungskonferenz zu Washington zu bringen, und
 die hat die beiden Hitzköpfe so abgekühlt, daß sie
 wieder gut Freund miteinander geworden sind.
 Den Hinfenden dauern nur die paar armen
 Tröpfe, die ihr Leben wegen des unerfreulichen
 Haders haben lassen müssen!

Und schließlich geht der Hinfende noch einmal
 nach Deutschland zurück. Er muß noch etwas er-
 zählen von dem grauig harten Winter, den
 Deutschland gehabt hat. Kurz nach Weihnachten
 ist es so kalt geworden, daß die Ströme zuge-
 froren sind, auch der Rhein bis über Speyer hin-
 aus. Der Hinfende hat Bilder von diesen Eis-
 massen gesehen, die den Rhein bedeckt haben. Die
 haben wie ein Hochgebirge ausgesehen mit Glet-
 schern und Gletscherpalten und Eishöhlen. Viele
 Taulende sind über den Rhein gegangen. Das
 ist seit Jahrzehnten nicht mehr möglich gewesen.
 Die Kälte hat viele Wochen gedauert. Das
 Thermometer ist im Land Baden zuweilen bis
 unter 30 Grad Celsius gefallen. Ein schneiden-
 der Nordwind hat geweht, und den Hinfenden hat
 jeder gedauert, der im Freien hat schaffen müssen.
 Holz und Kohlen sind knapp geworden, und die
 armen Leute haben jämmerlich frieren müssen.

Das Wild ist bis in die Dörfer gekommen und
 hat sich von harmherzigen Menschen füttern las-
 sen. Und doch sind erzkorene Rehe und Hasen in
 Mengen im Frühjahr gefunden worden. Denn
 der Schnee ist sehr tief gelegen, und die Futter-
 plätze im Wald sind mehrmals zugeschneit wor-
 den. Die Förster haben alle Hände voll damit
 zu tun gehabt, der armen Tiere sich anzunehmen.
 Vielerorts sind die Vögel erkranken aus der Luft
 gefallen. Es ist ein Wunder, daß die schweren
 Erkältungskrankheiten, die allerorts eingezogen
 sind, nicht noch viel mehr Menschen hinweggerafft
 haben. Man hat gemeint, der Winter wolle gar
 nicht mehr aufhören. Noch im April ist es bitter
 kalt gewesen. An Pfingsten hat man im Berg-
 land noch tüchtig einheizen müssen. Aber dann
 — mit einem Mal — ist der Frühling gekommen.
 Es war wie ein Wunder. Alle Bäume haben zu-
 gleich geblüht: Birnen und Äpfel, Pfirsich und
 Pflaumen und Zwetschgen und Aprikosen. Wie
 ein Paradies hat die Welt gestrahlt. Und was
 das Merkwürdigste ist: die Bäume hängen mit
 Obst voll wie seit Jahren nicht mehr. Auch die
 Ernte sieht verheißungsvoll aus. Und sogar der
 Herbst soll nicht schlecht ausfallen, wie man hört.
 „Der Winter unseres Mißvergnügens ist glori-
 reicher Sommer geworden,“ sagt der Dichter Shake-
 speare einmal. Ob der auch solch ein Jahr erlebt
 hat?

Und dann muß der Hinfende noch berichten
 von dem Tod eines Mannes, der ihm vor vielen
 anderen teuer wert gewesen ist. Das ist Groß-
 herzog Friedrich II. von Baden, des Hinfenden
 ehemaliger Landesherr. Er ist am 9. August 1928
 zu Badenweiler gestorben und in seiner ehe-
 maligen Residenz zu Karlsruhe beigesetzt worden.
 Der Hinfende hat ihn gut gekannt und hat in ihm
 das Musterbild eines treuen, pflichteifrigen und
 gewissenhaften Fürsten geehrt, der wie seine Vor-
 fahren immer seines Landes und Volkes Bestes
 gesucht hatte. Persönlich ist er ein bescheidener,
 anspruchsloser und dabei herzensguter und liebens-
 würdiger Mann gewesen, und wer einmal in sei-
 ner Nähe gewesen ist, der hat ein echtes deutsches
 Herz schlagen gespürt. Der Hinfende wird sein
 Bild in dankbarer Erinnerung behalten.

Und dann muß der Hinfende noch einer deut-
 schen Ruhmestat gedenken, die aller Deutschen
 Herz mit Stolz erfüllt hat. Das ist die Fahrt des
 Zeppelin nach Amerika gewesen. Am 11. Oktober
 ist das Luftschiff unter Führung Eckeners von
 Friedrichshafen abgefahren und nach einer schwe-
 ren stürmereichen Fahrt südlich Lakehurst gelandet.
 Es war, als ob eine segnende Hand über der ge-
 fahrvollen Reise ausgebreitet gewesen wäre, und
 aus einem lichten Himmelsauge floß ein Strom
 wunderbarer Kraft über das dahineilende Schiff,
 das in hundert Stunden etwa 12 000 Kilometer
 zurückgelegt hat. Heimwärts ist es schneller ge-
 gangen; am 29. Oktober fuhr das Luftschiff in
 Lakehurst ab und landete am 1. November in
 Friedrichshafen. Es waren etwa 7000 Kilometer,
 die in 71 Stunden zurückgelegt wurden. Eine Tat
 deutscher Kühnheit und deutscher Genialität. Aber
 Eckener muß es zumut gewesen sein, wie dem Tau-
 cher in Schillers Gedicht. Als man ihn fragte,
 ob er bald wieder hinüberfahre nach Amerika,